

Die Sanitätswarte

Organ zur Vertretung der Interessen des gesamten Personals in Kranken- und Irren-Anstalten, Sanatorien, Heil-, Pflege- u. Bade-Anstalten, Massage- u. Wasserheil-Instituten, Kliniken, Seebädern usw.
Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Redaktion und Expedition:
Berlin W. 57, Winterfeldt-Strasse 24.
Fernsprecher: Amt Lützow, Nr. 6488.
Redakteur: Emil Dittmer.

Berlin,
den 10. April 1914.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ viertel-
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 M.
Postzeitungs-Liste Nr. 3164.

Inhalt: Mehr Mitarbeit! Die Errichtung öffentlicher Bäder, Schwimmbad und Turnhallen. Die Liberalen in Theorie und Praxis. Die Krankenpflege als Frauenberuf. Aus alter und neuer Zeit. Aus unserer Bewegung. Mundschau. Eingänge. Annalen Berlin. Angehörige der Privat-Badeanstalten.

Mehr Mitarbeit!

Draußen ist Frühlingssonnenchein. Auf Busch und Bäumen knospet es. Im Felde jubiliert die Lerche, in der Stadt flötet die Amsel, und unsere „alte“ Erde wird jung und schön. Wer möchte da wohl länger hinter Anstaltsmauern sein bishchen Leben vertrauen? Wer in südlich heißer Badatmosphäre 12 bis 15 Stunden lang angestrengt arbeiten?

Fast jeder von uns bekommt in diesen Tagen wohl Sehnsucht nach etwas mehr Freiheit, etwas mehr Unabwendigkeit.

Und doch: Wir müssen! Die Kollegen und Kolleginnen haben nur die Wahl zwischen harter Ironie mit wenig Frühlingsfreude oder — Arbeitslosigkeit mit bitterer Not!

Da ist es schon schwer genug, nicht abzustumpfen und alle Schmach aufzugeben, sie zu belächeln und zu verspotten mit dem bekannten Schmiedsrad: „Es ist immer so gewesen, daß die breiten Massen entbehren müssen, es wird auch weiter so bleiben!“

Ach nein! Es gab eine Zeit, da wußte das ganze Volk den Frühling zu feiern, da war alt und jung lebensfroh und festlich gestimmt beim Erwachen der Natur. Selbst das Mittelalter kannte noch so zahlreiche Feiertage, daß wir im Vergleich dazu heute die wahren Arbeitsklaven geworden sind. Und besonders das Personal in den Heil- und Badeanstalten, das doch eine hehre, edle Aufgabe übernommen hat, ist eingeeignet und eingezwängt in den Paragraphenwust der Anstaltsordnungen.

Darf es da wunder nehmen, wenn so viele Hoffnungslose existieren in der Kollegenschaft, die dem Frühling stumpf gegenüberstehen? Sie nehmen ihr Los willig hin und lassen sich vom Zufall treiben. Selbst einzureisen in ihr Geschick wollen sie nicht einmal, weil sie an jedem Erfolg und Fortschritt verzweifeln.

Die Toren! Es geht vorwärts in der Welt. Nicht bloß in der Natur sehen wir Entwicklung, sondern auch in der Menschheitsgeschichte. Und unsere Zeit ist angefüllt mit Millionen Keime für eine Neugestaltung der menschlichen Gesellschaft, die jedem ein wenig Frühlingsfreude gewähren will.

Aber es könnte schneller vorwärts gehen. Wie viele ächzen unter dem Druck der wirtschaftlichen Misere gerade im Heil- und Badeberuf und finden doch nicht den Mut, sich wenigstens nach Kräften zu reagen, um baldige Besserung durchzusetzen.

Gerade sind an allen Badeorten die Vorbereitungen im Gange, um die Geldbesitzenden „würdig“ zu empfangen. Bald werden neben vielen Kranken, Siechen und Leidenden auch Tausende in die Bäder gehen, weil es mode ist und man das Geld dazu hat. Damit wollen wir an dieser Stelle nicht einmal rechten. Aber wogegen wir unsere Stimme erheben müssen, ist die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft beim Bade- und Massagepersonal durch „Verträge“, die ihnen wohl Trinkgelder, aber sonst fast weiter nichts gewährleisten. Das kann und darf nicht dauernd der Zweck der Übung bleiben, daß in Anstalten wie in Bädern sich jährlich Tausende bei der Arbeit aufreiben und sich krank machen, damit Kranke genesen und Badebadbesucher „gut bedient“ werden!

Wer das aber nicht dauernd ertragen will, hat keinen anderen Weg, denn den Zusammenschluß in der gewerkschaftlichen Organisation. Er muß mit uns kämpfen und Schritt um Schritt den Boden gewinnen helfen, auf den wir unsere Frühlingsfaat spritzen sehen.

Mit der bloßen Mitarbeiterschaft allein ist uns aber ebensovienig adient! Wer sich unsere Bewegung anschließt, hat auch Pflichten. Es ist jetzt gerade die Zeit, wo so mancher Kollege und so manche Kollegin in eine neue Position kommen, wo sie Kollegen finden, die noch verständnislos an unserer Bewegung vorübergegangen sind. Sie müssen aufgerüttelt werden. Ihnen soll man die „Sanitätswarte“ und auch die „Gewerkschaft“ zu lesen geben, damit sie nachdenken lernen und sich entscheiden, ob sie für oder gegen ihre eigenen Interessen handeln wollen.

Gerade die Sektion des Bade- und Heilpersonals kann nur entscheidende Fortschritte machen, wenn ein reger Agitationseifer alle seine Mitglieder besetzt. In allen Gauen muß jetzt im Frühjahr mit verstärkter Kraft eingesetzt werden. Arbeit mit am Werk zur Befreiung des Pflege- und Badepersonals! Als vor mehr denn 100 Jahren der Dichter Körner seine Freiheitslieder sang, da hatten sie Taten im Gefolge. So möchten auch wir, daß sich die Kollegenschaft zu einer Kampfgemeinschaft zusammenschließt und selber für die eigene Befreiung eintritt, wo immer Gelegenheit dazu ist. Viel ist verkäufert worden, vieles aber kann nachgeholt werden! Wohlan:

Vorwärts, ihr Brüder, mit frohem Sinn
durchs Dunkel des Lebens zum Lichte hin;
wer nicht im Kampfe will Wahrheit erwerben,
der wird verdümmen, verkrüppeln, verderben,
stirbt als ein armer geschlagener Wicht!
Ein armes Herz beneidet ihn nicht,
ein heller Sinn beklagt ihn nicht,
ein freies Lied erklingt ihm nicht!
Schließt euch an, Mann für Mann,
mer für die Freiheit ringen kann!

Die Errichtung öffentlicher Bäder, Schwimm- und Turnhallen

ist eine der dringendsten Forderungen des Kommunalsozialismus im Interesse der Volksgesundheit. Diese Forderung wird jetzt lebhaft unterstützt durch den technischen Ausschuss des Vereins der Badefachmänner, der eine Kombination von Schwimm- und Turnhalle erstrebt. In einem an 1000 Gemeinden und Behörden gerichteten Rundschreiben heißt es u. a.:

„Bei vielen Gemeinden ist zwar der Wert der Badeanstalten erkannt, jedoch müssen sie wegen Mangel an Mitteln von der Erbauung einer solchen Anstalt absehen. Der Verein der Badefachmänner glaubt nun einen Weg gefunden zu haben, auf dem es auch kleineren oder nicht wohlhabenden Gemeinden möglich sein wird, eine entsprechende Badeanstalt mit Schwimmbassin erbauen zu können, die ihre Mittel nicht übersteigt und die sich auch bei nicht starker Beanspruchung selbst erhalten oder doch nur ganz geringe Zuschüsse erfordern wird. Es soll dieser Weg gefunden werden in der Errichtung von Turnhallen, mit denen zusammen unter einem Tache die Badeanlage, enthaltend 1 Schwimmbassin, Bannen- und Brausebäder in genügender Größe und Anzahl, benutzbar für Schul- und öffentliche Zwecke untergebracht sind. Wir glauben, daß diese Verbindung sich nicht nur für kleinere Gemeinden, sondern besonders auch für mittlere und kleine Vororte großer Gemeinden, in denen sich die Errichtung einer großen Anstalt nicht lohnen würde, eignen wird. Zur Erlangung von Entwürfen beabsichtigt der Verein, ein Preisaus Schreiben zu erlassen, an welchem sich alle Architekten und Badefachmänner Deutschlands beteiligen können. Der Verein ist nicht in der Lage, die Kosten des Wettbewerbes, die sich auf 5000 Mk. belaufen werden, allein zu tragen, und sieht sich veranlaßt, die gütige Mitwirkung der interessierten Kreise, der Staatsregierungen, der Gemeinden und sonstiger um das Gemeinwohl besorgter Behörden, Institute und Personen in Anspruch zu nehmen. In Anbetracht, daß die Erbauung von Badeanstalten und besonders von Schwimmhallen im allgemeinen staatlichen wie kommunalen Interesse liegt, bittet der unterzeichnete, mit der Ausführung des Wettbewerbes betraute Vorstand des technischen Ausschusses des Vereins der Badefachmänner um gütige Zusicherung eines Vertrages zu den Kosten desselben. Diejenigen, welche sich so an der Aufbringung der Kosten beteiligen, haben das Recht, die eingegangenen prämierten und angekauften Projekte nach der Reihe ihrer Einzeichnung in die Liste auf je 14 Tage überwiesen zu erhalten, während andere Gemeinden diese nur gegen Zahlung einer Miete nachher erhalten können“.

Die Erledigung dieses Rundschreibens von den Adressaten ist geradezu ein Skandal und typisch für den spießbürgerlich-engebergigen Geist vieler Staats- und Kommunalbehörden, der sich bei Fragen zeigt, die wirklich dem Volkswohl dienen sollen. Die tausend Körperlichkeiten, denen das Rundschreiben zuging, bringen zusammen einmal die hier verlangten 5000 Mk. auf. Der technische Ausschuss des Vereins der Badefachmänner klagt über die Behandlung seines Rundschreibens u. a. folgendermaßen:

„Besonders aber hatten wir allen Grund, anzunehmen, daß alle Staatsbehörden, denen an der Kräftigung der Nation gerade bei den jetzt geltenden Anschauungen über Körperpflege gelegen ist, unser Unternehmen mit Freuden begrüßen würden. Schon allseitige geringe Unterstützung würde uns die geringe Summe beschafft haben. Leider sehen wir uns in unserer Annahme, was besonders die Behörden betrifft, getäuscht, denn einmütig haben alle, die unser Gesuch beantwortet haben, erklärt, daß ihnen die Mittel zu unserer Unterstützung fehlen. Ebenso zeigt sich auch bei vielen Gemeinden und auch bei solchen, die bei 70 und 80 (000) Einwohnern noch nicht in Besitz einer Schwimmhalle sind, wenig Verständnis, aber auch wenig Gemeinnut, das durch Ablehnung unseres bescheidenen Wunsches zum Ausdruck kommt“.

Hätte der Verein der Badefachmänner Geld für Fürsteneinpässe, Jubiläumsgeschenke an Potentaten und dergleichen mehr gefordert, bereitwillig wäre man ihm mit Mitteln beigetragen. So hält man es aber mit dem seligen Stadtrat Leberecht Cartwig in Dresden, der da meinte: „Ach, zu was baden! Wir haben in Untersdorf auch nicht gebadet!“

Aus städtischen Musterbetrieben in Breslau.

Wenn eine Stadtverwaltung durch unseren Verband gezwungen wird, Verbesserungen für die Arbeiter vorzunehmen, dann leugnet sie den Einfluß und das Verdienst des Verbandes dabei entschieden ab. Es wird gesagt, daß man alles „freiwillig“ gegeben hat und daß man eigentlich immer beitreibt ist, die Lage der Arbeiter zu bessern. Breslau hat dies auch wiederholt schon behauptet. Mit diesem „Wohlwollen“ verhält es sich aber so, daß man es immer nur dann entdeckt, wenn die Zahl der organi-

sierten Arbeiter eines Betriebes eine gewisse Stärke erlangt hat. Breslau bietet dafür so recht den Beweis. Während man in den verschiedenen städtischen Betrieben allmählich so manche Verbesserung einführen mußte, tat man geradezu dort nichts, wo die Organisation gar nicht oder zu schwach vertreten war.

In den städtischen Heilanstalten herrschen noch beinahe vorfindliche Zustände. Für die Wertschätzung, welcher sich die Angestellten der Heilanstalten beim Magistrat erfreuen, spricht am besten das Antwortschreiben des Stadtrats Herrn Witz, daß er dem Arbeiterausschuß der Gaswerke auf eine Eingabe erteilt. Es heißt da unter anderem:

„Der Magistrat hat am 10. Oktober 1913 beschlossen, eine Aufbesserung der Löhne der Diensthilfen und Arbeiter allgemein für alle städtischen Verwaltungen im Jahre 1914 nicht eintreten zu lassen, sondern 1915 ab in Aussicht zu nehmen.“

Danach beschäftigt der Magistrat auch Diensthilfen. Da darf man sich denn nicht mehr wundern, daß mitunter die Behandlung eine solche ist, wie sie den unter der preussischen Gefängnisordnung stehenden Landarbeitern zuteil wird. Mit den „Diensthilfen“ sind aber die Angestellten der Heilanstalten gemeint!

Mit der Ausnützung der Arbeitskraft der unteren Angestellten wird geradezu Raubbau getrieben; dabei ist die Bezahlung außerordentlich gering. Am Allerheiligen Hospital und Wenzel-Sanke-Krankenhaus sind 308 Personen beschäftigt, für die an Löhnen inkl. der Krankenkassenbeiträge usw. 196 265 Mark für 1914 vorgesehen sind. Das ergibt durchschnittlich pro Person 493 Mk. pro Jahr. Sehen wir uns etwas die Löhne im einzelnen an. Während Berlin seinen Mädchen- und Hausmädchen 30 bis 60 Mk. (steigend pro Monat) bezahlt, leidet man sich in Breslau für 28 Mk. pro Monat schon eine Oberpflegerin. Pflegerinnen, deren Löhne in verschiedenen Orten zwischen 40 und 70 Mk. pro Monat stehen, gibt man in Breslau dem geradezu fürstlichen Lohn von 18 Mk. Hausmädchen usw. 16 Mk. Dazu dürfen sie bis zu 16 Stunden pro Tag arbeiten. Nehmen wir die Arbeitszeit niedrig mit nur 13 Stunden an, so ergibt dies einen Stundenlohn von 4,4 Pfennig. Die Oberpflegerin mit einer noch längeren Arbeitszeit verdient 7,3 Pfennig pro Stunde. Dazu kommt die übliche Anstaltskost. Die Hospitaldiener haben inkl. der Nachtwachen die unmenseliche Dienstzeit bis zu 98½ Stunden pro Woche. Der Lohn beträgt pro Monat ohne Beköstigung 95 bis 120 Mk., oder pro Stunde 22½ bis 28½ Pf. Weil die Dienstzeit ungläublich erscheinen muß, wollen wir spezifizieren: Zwei Tage lang beginnt sie um 1/6 Uhr früh bis mittags 1 Uhr, dann von 1/3 bis 7 Uhr. Am dritten Tage endet sie um 6 Uhr abends und beginnt wieder um 7 Uhr mit dem Nachtdienst. Wohl damit der Mann nicht aus der Arbeit kommt, darf er am anderen Tage nach Beendigung des Nachtdienstes gleich wieder bis abends 7 Uhr weiter arbeiten. Sonntagsdienst 7½ Stunden.

Am schlimmsten ist die Ausnützung des Personals im Allerheiligen-Hospital. Dieselbst müssen die Hospitaldiener noch eine Stunde länger arbeiten als in dem anderen genannten Krankenhaus. Die Verwaltung will aber auch diese Stunde nicht in Notfall kommen lassen. Hierbei tut sich der jüngst angestellte Schaffer besonders hervor. Der Herr war bis zu seiner Anstellung als Hospitalwärter auf einem österreichischen Gute Leinwand gewirkt. Seine Befähigung im Krankenhausdienst kann also nicht weit her sein, dafür scheint er desto besser „Diensthilfen“ beaufichtigen zu können. Vielleicht ist dies für seine Anstellung entscheidend gewesen. Eine Verkürzung der Dienstzeit unter Verweisung auf das Wenzel-Sanke-Krankenhaus und die Herbeiführung anstalt tut er mit der Bemerkung ab, das sind Quarantänen, die für das Allerheiligen-Hospital nicht maßgebend sind.

Die besonderen Breslauer Verhältnisse bedingen, daß die Heilanstalten wahren Vienenförden gleichen, soweit der Personalwechsel in Frage kommt. Eine erhebliche Anzahl der Beschäftigten betrachtet die Tätigkeit in diesen Anstalten nur als Notbehelf.

An diesen Zuständen trägt das Personal ein gut Teil Schuld. Mit Redensarten, wie: „Ich bleibe nicht mehr lange hier!“ usw. wird nicht gearbeitet, das Personal muß selbst mit Hand anlegen und sich organisieren. Ein Personal, das in seiner Mehrheit organisiert wäre, hätte schon längst menschenwürdiger Zustände erzwungen. Von der Stadtverwaltung und deren Wohlwollen hat man nichts zu erwarten, denn niemand hat den Magistrat geordert, Reformen einzuführen. Man tut aber nichts zur Verbesserung der Lage der Angestellten, die Hauptsache ist, daß man „billig“ wirtschaftet. Für das Personal wird es Zeit, daß es endlich aufwacht und sich dem Verbands der Gemeinde- und Staatsarbeiter, Sektion Krankenpflege, Bade- und Massagepersonal, anschließt.

Die Liberalen in Theorie und in Praxis.

Recht schnell wurde das Verhalten der Liberalen im Reichstage, anlässlich der Debatte über das Glend des Krankenpflegepersonals entlarvt. Kaum war die Debatte im Reichstage verrauscht, als die sozialdemokratische Fraktion des Stadtparlaments zu Königsberg den Liberalen die Möglichkeit bot, ihre schönen Worte in die Tat umzusetzen. Bei Gelegenheit der Staatsberatung stellte Kollege Wesołowski den Antrag:

„Der Magistrat wird ersucht:

- a) für das Personal des städtischen Krankenhauses eine nennenswerte Lohnaufbesserung zu bewilligen;
- b) eine Verkürzung der Dienstzeit vorzunehmen und
- c) einen Arbeiterauschuh zu errichten.“

Wie notwendig gerade auch im Königsberger Krankenhaus eine Besserung der Lohn und Dienstverhältnisse ist, das wurde während der sich anschließenden Besprechung zur Genüge dargelegt. Weicht doch auch hier noch die regelmäßige 15stündige Dienstzeit und die Löhne sind kaum über die Höhe eines Trinkgeldes angelangt. Im Plenum der Stadtverordneten-Versammlung sitzt auch ein liberaler Reichstagsabgeordneter, der Paradedandwerker, Klempnermeister Paritschat. Während von seiten der sozialdemokratischen Fraktion mehrere Genossen die dringende Notwendigkeit einer Reform der Dienstordnung immer wieder vorlegten, schwiegen sich die liberalen Herren ganz aus. Trotzdem sie auch daran erinnert wurden, daß man dann ihr Gebaren im Reichstage als Demagogie würde bezeichnen müssen, ließen sie sich aus ihrem Schlafbedürfnis nicht stören.

Der Deputierte des städtischen Krankenhauses, Herr Stadtrat Anderson, glaubte die Anträge auf Verbesserung der Lohn- und Dienstbedingungen des Krankenpflegepersonals dadurch abtun zu können, indem er die Tatsache des 15stündigen täglichen Dienstes zugab, aber gleich erklärte, daß das kein Dienst, sondern nur eine „Dienstbereitschaft“ ist, denn die Pflegerinnen und Pfleger brauchen nicht die ganzen 15 Stunden dauernd zu arbeiten. Als ihm darauf nachgewiesen wurde, daß es Tage gibt, an denen die ganze Zeit sehr schwer gearbeitet werden muß, und daß unter einer so lange währenden Dienstzeit nicht nur das Pflegepersonal selbst, sondern auch die Patienten zu leiden hätten, da ließ sich der Deputierte des Krankenhauses dazu hinreißen, zu sagen: „Man halte doch keinen Menschen im Krankenhaus; wenn's nicht paßt, der kann gehen“. Diese Worte waren der Weisheit letzter Schluss.

Aus alter und neuer Zeit.

Von Wilhelm Anno.

(2. Fortsetzung.)

Mein nächstes Ziel war Leipzig. Für die städtische Heilanstalt für Geistes- und Gemütskranke in Leipzig-Thonberg war die Stelle eines Pflegers ausgeschrieben, welche ich glücklicherweise erhielt. Na, der Dienst bei Geistes- und Gemütskranken pflegt sonst nicht gerade angenehm zu sein. Aber dort war es wirklich herrlich, soweit dieser Begriff auf den Dienst Anwendung finden kann. Die Anstaltskranken waren nur Privatpatienten, welche sich fast ausschließlich aus den sogenannten besseren Kreisen rekrutierten. Spazierfahrten mit Kranken über Land oder in der Stadt, Spaziergänge mit Kranken im Park, dabei gute Beköstigung und Lohn, also ein kleines Paradies im Dienst. Ob's heute noch so ist wie früher, vermag ich allerdings nicht zu sagen.

Außerdienstliche Tummelplätze brachten mich leider um die Stellung. Ja, wo es gut ist, wird der Sittenrichter gewöhnlich streng herausgeholt, und da darf selbst die Jugend nicht auf ihre Kosten kommen. Nun, Vergeß es man geben, und selbst das Alter ist nicht vor Torheit geschützt. Als nächstes Reiseziel wählte ich mir Köln, die Metropole des schönen Rheinlandes. Trotz der vielen Kölner Krankenhäuser war es mir nicht möglich, als Pfleger unterzukommen. So war ich froh, als Portier im Augusta-Hospital Anstellung zu finden. Es regte sich nun in mir die Lust, mich als Mitglied des Verbandes zu betätigen. Ich setzte mich zu diesem Zwecke mit dem Zentralvorsitzenden Georg Kappahn in Verbindung, mit dem Resultat, daß ich für den 15. August 1903 die erste öffentliche Versammlung der Krankenpfleger in Köln und Umgegend einberief. Ich hatte einen sehr schweren Stand, denn ich hatte für die Sache selbst vorher keine Anhänger gefunden, so daß ich ganz auf mich allein angewiesen war. Man ließ recht deutlich durchblicken, daß ich in meiner Stellung als Portier doch eigentlich keine Gemein-

Aus den Ausführungen des Deputierten konnte man am besten die tiefe soziale Erkenntnis ermessen, die sich der Leiter eines sozialen Betriebes angeeignet hat. Dies wurde denn auch gebührend festgenagelt. Hat auch der Antrag selbst keine Annahme gefunden, so war es doch den Vertretern der arbeitenden Bevölkerung gelungen, die Öffentlichkeit auf das Glend des Krankenpflegepersonals des städtischen Krankenhauses hinzuweisen, und die liberalen Herren sind als Feinde jeden sozialen Fortschritts gekennzeichnet worden. Im Reichstage haben die Herren sich als Freunde des Krankenpflegepersonals aufgespielt und sind in ihrem Eifer, der Welt Seifenblasen vorzumachen, so weit gegangen, daß sie gegen die Resolution des Genossen Antrick stimmten, weil sie ihnen nicht weit genug ging. Hier in Königsberg, wo sie wirkliche Macht haben, ist das Glend des städtischen Krankenpflegepersonals noch schlimmer, aber hier stimmen sie gegen jeden Fortschritt, weil sie etwas zahlen müßten.

Kann man sich eine größere Heuchelei denken? Dort, wo die Liberalen wenig zu sagen haben, da spielen sie sich als Volksfreunde auf. Aber in den Kommunen, in denen sie durch das Dreiklassenwahlrecht noch wirkliche Macht besitzen, da lassen sie die tollsten Mißstände bestehen. Und diese Herren haben noch den traurigen Mut, im Reichstage das Gegenteil von dem zu fordern, was sie in den von ihnen beherrschten Gemeinden den Angestellten der Krankenhäuser direkt verweigern. Das Personal des städtischen Krankenhauses wird sich die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage und die Herabsetzung der Dienstzeit dennoch erkämpfen und zwar nicht mit, sondern gegen die Liberalen. Auch das ist ein Erfolg, den Liberalen die Masse der Volksgenossen von ihrem Gesicht herunterzureißen und sie als das zu zeigen, was sie sind; nämlich als Volksfeinde. W.

Die Krankenpflege als Frauenberuf

ist gegenwärtig Gegenstand der Diskussion in der „Deutschen Krankenpflege-Zeitung“. In Nr. 3 holt ein Franz Lorenz den alten Kadenbüter wieder hervor, daß die Krankenpflege nur ein Frauenberuf sei, woran er noch die Behauptung knüpft: „In der Krankenpflege machen die Frauen den Männern absolut keine Konkurrenz, denn die Tätigkeit der Männer ist, von Einzelfällen abgesehen, hier kaum mehr als Nothbehelf“. Darauf erwidert Dr. med. Ernst Geher in Nr. 5:

„Die Vorzüge des weiblichen Krankenpflegepersonals, die man im allgemeinen den Eigenschaften des männlichen gegenüber

schaft mehr mit den Pflegern hätte. — Ja, es gab Kollegen, die trotz ihrer erbärmlichen Lage sich höher einschätzten und eine Kollegialität mit einem Portier ablehnten.

Diese Auswüchse gehören größtenteils der alten Zeit an, und kein verständiger Kollege wird noch heute den Mut haben, einem anderen Kollegen die Kollegialität abzuspüren, wenn er vorübergehend einen anderen Broterwerb sucht. Die öffentliche Versammlung war nun einmal angezeigt, und lieber hätte ich für meine Person eine Namaste hingenommen, als die bereits angekündigte Versammlung abzusagen. Ich hatte mein Referat in vier Teile zerlegt und packte die Kollegen an den empfindlichsten Stellen, bis immer mehr Heberzeugung und Begeisterung Bahn brach. Als ich am Schluß der Versammlung die Kollegen nochmals zum Beitritt in den Verband aufforderte, konnte ich 15 Mitgliedsbücher ausstellen. Somit war für Köln ein Zweigverein gegründet. In der zweiten Versammlung wählte man mich zum Vorsitzenden. Ich legte aber das Ehrenamt nach ¼ Jahr (als der Kölner Zweigverein bereits 40 Mitglieder zählte) nieder, um in der Bonner Universitätsklinik eine Stelle als Pfleger anzunehmen. Auf meinen Wunsch wurde Kollege Osterbrink als Nachfolger gewählt. Ich will mich nun den Bonner Verhältnissen zuwenden und gleich mit dem Sprichwort anfangen: „Wenn's dem Esel zu gut geht, dann geht er aufs Eis“. Auch bei mir war das der Fall, denn anstatt mich zu verbessern, verlickerte ich mich, und zwar mit offenen Augen. Das kommt davon, wenn man den blödsinnigen Ehrgeiz hat, auch einmal in einer königlich-preussischen Universitätsklinik tätig zu sein. Ein glänzender Name und nichts dahinter. Ganze 24 Mk. monatlich erhielten die Pfleger, und dabei war ich noch der Parade I zugeteilt, wo an den Pfleger die größten Anforderungen gestellt wurden. Der Stationsarzt, Privatdozent Dr. Schmieden, war dem männlichen Pflegepersonal nicht gewogen, und in Gegenwart der Kranken wurde man für die Sünden der Stationschwester gründlich abgefanzelt. Da es die Stationschwester — ein kleiner Teufel

geltend machen hört, sind ausschließlich diese beiden: Die Krankenpflegerinnen seien billiger als die Krankenpfleger — und sie hätten eine „zartere Hand“ und seien mit ihrer tieferen Gemütsveranlagung geeigneter zu der Tätigkeit am Krankenbett.

Dass die Befoldung des Krankenpflegepersonals durchaus nicht den an dasselbe gestellten Anforderungen entspricht, unterliegt keinem Zweifel, und die Klagen, die so oft darüber laut werden, sind durchaus berechtigt. Dass aber die Pflegerinnen für eine geringere Befoldung das gleiche leisteten wie die Pfleger mit einer höheren, finde ich nirgends bestätigt.

Die Anforderungen, die an einen Pfleger gestellt werden, sind aber auch höhere, und zwar sogar höher, als diesem Mehr an Gehalt entspricht gegenüber der Pflegerin. Das geht aus folgenden der Anzeige hervor, die im Arzte Zeitschau erlassen wurde und, wie sich jeder in den Angelegten der Zeitungen überzeugen kann, durchaus nicht verengt daneht: „Bei dem hiesigen Krankenbau ist die Stelle eines Krankenwärters und Hausdieners zu besetzen. Gehalt pro Monat 20 Mk. und freie Station. Spätere Aufbesserung nicht ausgeschlossen.“ Hieraus kann man zur Genüge ersehen, welche Stellung dem männlichen Krankenpflegepersonal an manchen Krankenhäusern leider heutzutage noch zugemutet wird. Die Schwestern nehmen in den Krankenhäusern Beamtentum ein; sie heben dadurch auch die Stellung des weiblichen, sich nicht in einer Schwesterngemeinschaft befindlichen Krankenpflegepersonals. Dass die höhere Befoldung der Pfleger gegenüber den Pflegerinnen nur eine scheinbare ist, möge ein Abschnitt aus einem Aufsatze des Krankenpflegers Lehmann erhehlen, der vor längerer Zeit in dieser Zeitschau erschien: „Ziehen wir nun einen Vergleich zwischen dem, was von Seiten der Behörden, Krankenhausverwaltungen usw. für die Schwestern und für uns die Pfleger getan wurde und noch getan wird, so kommen wir zu einem sehr betrübenden Resultate! Abgesehen davon, daß man die Schwestern allgemein auf eine höhere Stufe stellt, genießen sie ein ganz anderes Ansehen als wir männlichen Pfleger. Wir gelten ihnen gegenüber als minderwertig, wie wir ja tatsächlich meistens ihre Untergebenen sind; in Kläufen und Krankenhäusern ist dies wenigstens der Fall, in der Privatpflege glücklicherweise noch nicht! Die Schwestern bekommen bessere Wohnung, ihre Wohnungen sind bedeutend besser; sie haben längeren Urlaub, es bietet sich ihnen Gelegenheit, eine selbständige, verantwortliche Tätigkeit zu erlangen, sie sind nach weniger Zeit pensionsberechtigt, sie finden überhaupt eher eine zugehörige Vergütung. Bei Bahnfahrten haben sie Preisermäßigung oder gar ganz freie Fahrt; dann werden sie nur zu wirklich in das Reich einschlagenden, den Diensten verwendeten, während man die Ausführung der groben, schmutzigen Arbeiten uns überläßt!“

Beziehen sich die Ausführungen Dr. Geyers und des von ihm zitierten Lehmann nur auf die „Schwestern“, so ist

in Menschengestalt — noch schlimmer machte, so wäre es lächerlich gewesen, von den Patienten Achtung und Respekt zu verlangen. Der ganze Apparat drehte sich nur um die Schwester, und der „Wärter“, wie dort der Pfleger so oft mit verächtlicher Betonung genannt wurde, war nichts weiter, als ein Arbeitssoldat und den Löhnen der Schwester preisgegeben. Selten fand ein Pfleger Schutz beim Arzt, und es war denn auch erklärlich, wenn das Pflegepersonal ein und aus ging — wie in einem Bienenhaus.

Man beneidete die Kollegen im Leidenhaus, Vadehaus und Laboratorium, die vom Schwesternkommando frei waren; denn wer nicht parierte, der slog. Ich tat meinen Dienst sehr gewissenhaft, aber der Schwester nicht gewissenhaft genug. Als sie mir eines Sonntags die Schwesternbürste in die Hand drückte mit dem Bemerkten, ich solle in der Vadehütte sämtliche Krankenstücke scheuern (es waren „nur“ 30 Stück!), ersähe mich eine grenzenlose Wut und die Schwesternbürste slog der Schwester jurid! Ich bedauere meine Handlungsweise, denn sie war brutal und entschieden zu verwerfen, aber menschlich war es zu verzeihen. Es gibt nun einmal Situationen im Leben, wo selbst der ruhigste Mensch aus der Rolle fällt. Nach diesem Vorkommnis ging ich auf mein Zimmer, um meine sieben Sachen zu packen. Nun stand ich wieder auf der Straße, aber mit echtem Galgenhumor nahm ich meine Lage auf. Die Kollegen bedauerten meinen Abgang, da ich an der Gründung des dortigen Zweigvereins regen Anteil hatte und außerdem stellvertretender Vorsitzender war. Dankbar muß ich anerkennen, daß die Kollegen mich in Bonn zu fesseln versuchten und mich nach besten Kräften unterstützen wollten.

Ich lehnte dies dankend ab und wandte mich nun nach Eifel. Im Aruppischen Lazarett fand ich Anstellung, und zwar als vierter Pfleger. Das Aruppische Lazarett ist in Paraden eingeteilt. Ein- schließlich Stationsführer sind in jeder Parade vier Pfleger tätig. Jeder Kollege, der neu eingestellt wird, ist der sogenannte vierte Pfleger. Nimmt der dritte Pfleger einmal seinen Abschied oder

nichts dagegen einzuwenden. Anders liegt es aber dort, wo man die Schwesternpflege nicht kennt und statt ihrer nur Pflegerinnen oder „Wärterinnen“, und diese nur auf Frauenstationen beschäftigt. Zum Beispiel die städtische Heil- und Pflegeanstalt in Dresden, das Krankenhaus, Gütlichenerstraße in Berlin, sämtliche Irrenanstalten, Ziechenhäuser usw. Dort wird von den Pflegerinnen genau derselbe schwere Dienst verlangt wie von ihren männlichen Kollegen. Und doch ist der Verdienst bedeutend geringer wie bei den Pflegern. Zur Vereitigung dieser Ungerechtigkeiten verlangen wir daher Gleichstellung des männlichen und weiblichen Personals, entsprechend unserem Programm. Dr. Geuer fährt dann weiter fort:

„Auch die andere Ansicht, daß die Pflegerinnen eine „zartere Hand“ und ein tieferes Gemüt“ hätten und somit zur Krankenpflege geeigneter wären als die Pfleger, ist unwichtig. Ich selbst habe an einem größeren Berliner Krankenhaus, an dem ich auf verschiedenen Stationen tätig war, schon als Student die Erfahrung gemacht, daß mancher Pfleger sich mit größerer Geduld der Kranken, und besonders unruhiger Kranke, annahm als das weibliche Personal. Man vergewaltigt sich nur die Tätigkeit vieler Ärzte, die trotz der aufreibenden Beschäftigung ihre Patienten mit Liebe behandeln und ihnen, so kurze Zeit sie auch nur täglich am Krankenbette sind, Geduld und Hoffnung einflößen, um erweisen zu können, welcher Aufopferung auch der Mann am Krankenbette fähig ist. Wie oft hört man die „zarte Hand“ eines Arztes, eines Chirurgen rühmen. Zum Arzte haben, abgesehen von manchen Fällen, die meisten Leute größeres Vertrauen als zur Ärztin. Warum sollten nun dieselben Eigenschaften, die den Arzt bei der Krankenbehandlung auszeichnen, nicht auch dem Krankenpfleger zu eigen sein! Es gibt vieles in der Krankenpflege, was die volle Kraft und Umsicht eines Mannes erfordert. Würde es einer Frau doch kaum gelingen, einen kräftigen, im Fieberum befindlichen Mann im Bett zu halten und vor einem gefährlichen Fall zu bewahren! Von anderen notwendigen Tätigkeiten, die große Körperkraft erfordern, sowie von der Pflege Gemeintrauer will ich hier erst gar nicht sprechen. Unter diesen Gesichtspunkten wird die Auffassung, daß die Krankenpflege ein rein weiblicher Beruf sei, wohl angegriffen werden dürfen. Wo die Arbeitsgrenzen in der Krankenpflege für die Weiblichkeit liegen, erlaßt ich wohl von selbst. Für Männer eignen sich auch wieder Männer, und für Frauen auch wieder Frauen zur Pflege, ein Zwitern, das sich an vielen Krankenhäusern bewährt hat.“

Wir haben uns wiederholt in gleichem Sinne geäußert und brauchen dem nichts hinzuzufügen.

rückt er in die freigewordene Stelle des zweiten Pflegers, so tritt der vierte in die Stelle des dritten, und der neuangestellte ist wiederum der vierte Pfleger. Es gehören also unter Umständen viele Jahre dazu, ehe man vom vierten Pfleger aufwärts Stationsführer geworden ist. Selten habe ich unter den Kollegen eine so ausgeprägte Misgung gesehen, wie im Aruppischen Lazarett. Alle Achtung vor Köln und Bonn, wo dank der Organisation unter den Kollegen, Eintracht, Gemütlichkeit und ausgeprägte Kollegialität herrscht. Da bei Arupp der Stationsführer für das Paradeninventar, insbesondere aber für die Wäsche, verantwortlich war, so machten sich gewisse Pfleger gar kein Gewissen daraus, durch Wäschebeiseitigung den Stationsführer zu stürzen! Eine bittere Ironie des Schicksals! Mander Pfleger, der durch derartige Schiebungen der Inkollegialität die Arone aufstiehe und dadurch Stationsführer wurde, erlag später dem gleichen Schicksal.

Unter den Paraden war auch ein kleiner Baviolen, der als Spezialaal für die Pfleger eingerichtet war. Ich selbst nannte diesen Raum einmal das „Airstenzimmer“, weil die Herren Kollegen nach ihrem Mangel die Plätze einnahmen. An einem Tische saßen die Stationsführer, an einem anderen die Stellvertreter, und wieder an anderen Tischen die „Gemeinen“, welche noch ohne Rang und Würde waren. Von Kollegialität keine Spur. Diese „Airsten“ habe ich auch unter den „Schwestern“ beobachtet, aber sie traten nicht so stark in die Erscheinung, wie hier. Das Gehalt der Pfleger betrug bei Arupp 35 Mk. monatlich. Der Dienst war nicht besonders schwer. Die Vereitigung konnte man einigermaßen gut nennen. Ich hatte Glück; denn schon in kurzer Zeit war ich zweiter Pfleger geworden. Als im Aruppischen Lazarett Solst er hause die Stelle eines Stationsführers frei wurde, bewarb ich mich darum und erhielt den Posten. Es war zwar ein Kesseltreiben gegen mich veranstaltet worden, aber an der Tatsache, daß der junge Kollege Anno Stationsführer geworden war, war nichts zu ändern. Jedenfalls hatte ich meinen neuen

Aus unserer Bewegung.

Berlin. In einer gut besuchten Versammlung unserer neuen Intergruppe des Oberwärters und 1. Dienerspersonals der Krankenanstalten referierte Kollege Dittmer über „Die Oberwärters und 1. Diener im Etat 1911“. Referent wies einleitend auf die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der einheitlichen Organisation aller in städtischen Betrieben Angestellten hin und zeigte insbesondere, daß eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Krankenpflegepersonals durch eine Standsorganisation nicht zu erzielen sei. Wie notwendig aber diese Verbesserung ist, sagen am ehesten die Mitteilungen aus dem Etat. Die Oberwärters, 1. Operatious, Wäde, Laboratoriums, Leichendiener, die zur Position 1a der Lohnordnung gehören, erhalten Anfangsgehälter von 55 Mk. und Endgehälter nach 12 Jahren von 115 Mk. Gegen das Vorjahr eine Verbesserung um 60 Mk. jährlich. Da aber dem Personal die Wechselsgratifikation von 10 Mk. gekürzt ist, ist die Zulage auf nur 20 Mk. reduziert. Hierzu kommt Wohnungsschädigung 100 Mk. und Kostenschädigung 2. Tisch 650 Mk. Also Endlohn 180 Mk. Bei den Oberpflegern der Irrenanstalten beträgt der Verlohn 88 bis 172 Mk. monatlich. Die Kostenschädigung 2. Tisch 700 Mk., Wohnungsgeld 250 Mk. Der Endlohn in 15 Jahren 3080 Mk. Warum die Kostenschädigung in einem Fall 700 Mk., im anderen nur 650 Mk. beträgt, ist eine von den Besonderheiten, die zu begreifen, wohl kaum einem von den Kollegen gelingt. Daß man für 160 Mk. in Berlin eine auch nur von bescheidenen Ansprüchen genügende Wohnung erhalten kann, ist ausgeschlossen. Und doch muß gefordert werden, daß die Angestellten, die durch ihre berufliche Tätigkeit besonders der Inflationsjahre ausgesetzt sind, Wohnungen innehaben, die den modernen hygienischen Anforderungen (Abd., Luft, Licht, Standhalten, Koch- und trockener Liegen für die Oberpfleger usw.) die Lebensverhältnisse. Jede Schwester und Schwesterwärterin erhält nach der Urlaubsordnung einen jährlichen Erholungsurlaub von vier Wochen, wogegen die Oberwärters nach 3 Jahren drei Wochen, nach kürzerer Dienstzeit zwei Wochen erhalten. Die Leichendiener bekommen nach 5 Jahren bis zwei Wochen, vorher eine Woche Urlaub. Die Laboratoriumsdiener nach 10 Jahren nur zehn Tage, nach kürzerer Dienstzeit eine Woche Urlaub. Wenn man bedenkt, daß Oberwärters und Oberwärters in den Krankenanstalten die gleiche Arbeit zu verrichten haben, so erscheint dies als eine große Ungerechtigkeit. Die Versammelten stimmten den Ausführungen des Referenten einstimmig zu und beschloßen, sich erneut mit einer Eingabe an die Deputation zu wenden, um Abhilfe herbeizuführen. In der nächsten Versammlung, die in der 2. Wanneide stattfindet, soll die Eingabe zur Unterzeichnung vorliegen und das Deputations-

mitglied Dr. Wehl dazu besonders geladen werden. Mit einem Appell des Vorsitzenden, Kollegen Portmann, für Ausbreitung der Organisation bei den Kollegen zu sorgen, schloß die anregend verlaufene Versammlung.

Berlin. Eine gemeinsame Versammlung des Betriebspersonals der städtischen Kranken- und Pflegeanstalten fand am 27. März statt. Kollege Jabel berichtete über das Ergebnis der aufgenommenen Statistik über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse des Betriebspersonals. Medner stellte fest, daß von einem einheitlichen Arbeitssystem in den Anstalten der Stadt Berlin nicht gesprochen werden kann. Ganz willkürlich haben die einzelnen Betriebsverwaltungen den Dienstplan aufgestellt. Die Folge davon ist, daß nicht einmal überall die ständige Arbeitszeit durchgeführt wurde. Eine geradezu bunte Musterkarte zeigt die Feststellung der geleisteten Sonntagsarbeit und die für diese gewährte Freizeit. So wird beispielsweise im Virchow-Krankenhaus für die geleistete Sonn- bzw. Feiertagsarbeit genau soviel Freizeit in der folgenden Woche gewährt; im Krankenhaus am Friedrichshain erhalten die Kollegen für neun gearbeitete Sonntagsstunden nur vier Stunden in der Woche frei. Die in städtischen Gebäuden beschäftigten Kollegen erhalten wiederum für 21 gearbeitete Sonntagsstunden nur 9 Freitunden, während in der Anstalt Wuhlgraben auf 5 Stunden Sonntagsarbeit 11 Stunden Freizeit in der Woche gewährt wird. Auf Vorschlag des Kollegen Jabel wurde die Statistik dem gemeinsamen Ausschuss übergeben. Dieser soll zunächst genaue Feststellungen über die Arbeitsmethoden der einzelnen Anstalten vornehmen. Auf Grund des so gewonnenen Materials wird der Ausschuss dann entsprechende Anträge auf einheitliche Regelung der Arbeitsverhältnisse der Deputation übermitteln. Bei der Besprechung des neuen Etats machte Kollege Jabel darauf aufmerksam, daß zwar die Löhne, soweit festgesetzte Stufen in Frage kommen, richtig gezahlt werden, daß aber unsere Anträge auf Verbesserung unberücksichtigt geblieben sind. Dies ist um so bedauerlicher, als die den Handwerkern in den Anstalten gezahlten Löhne weit hinter denen in der Privatindustrie festgesetzten tariflichen Löhnen zurückstehen. Da in der Bekleidungsordnung, welche in diesem Jahre zum erstenmal in den Etat aufgenommen ist, ebenfalls Reduzierungen vorgenommen sind, wird sich der Allgemeine Arbeiterausschuss auch mit dieser Frage in seiner kommenden Sitzung zu beschäftigen haben.

Berlin. In der Irren- Versammlung vom 3. April d. J. hielt Kollege Dittmer einen kulturhistorischen Vortrag über: „Skavenarbeit und freie Arbeit“. Alsdann sprach Kollege Lieb über den neuen Etat worüber in der nächsten Nummer eingehend berichtet wird. Allgemeine Heiterkeit löste die „Ablösung“ der bisher gelieferten Schuhe durch Holzpanzern aus, die nun verschiedenen Kategorien geliefert werden

Kosten keiner Schwarzerei zu verdanken. Aber die Gnadenlöhne, die so kurze Zeit über mich waltete, mußte schnell der Gewitterwolke Platz machen. Als ich mich mit der Gründung eines Zweigvereins des „Zentralverbandes“ für Effen befaßte, war ich schnell bei der Verwaltung denunziert. Alles, was aber bei Grupporganisation heißt, ist verhaßt, und selbst den „Christlichen“ wäre es damals wohl nicht viel besser ergangen. Der Stein kam ins Rollen, und so eröffnete ich dann auch kurz entschlossen im Restaurant Anieplamp am 10. Juli 1904 die erste öffentliche Versammlung. Die Gegner aus dem „Christlichen“ Lager, welche sich nur damit begnügten, Mitglied ihres Verbandes zu sein, hatten sich auch eingefunden, ohne in der Diskussion das Wort zu nehmen. Der Erfolg dieser Versammlung war groß; denn die Zahl der neugewordenen Mitglieder reichte zur Gründung eines Zweigvereins. Aber das Verdienst, in Effen einen Zweigverein gegründet zu haben, gebührt mir nicht allein; denn auch Kollegen aus Köln, Bonn und Wanne waren zur Unterstützung herbeigeeilt. Das Ehrenamt als Vorsitzender mußte ich ablehnen, denn meine Stellung war erschüttert durch die Entfaltung meiner Agitation. Um einer Mündigkeit zu entgegen, reichte ich sie selbst ein.

Am „Vergamanscheil“ zu Pochum fand ich sofort neue Anstellung. Hier war auf jeder Station ein Pfleger und eine Stationschwester tätig. Ich selbst war auf der Station für gemischte Kranke, halb chirurgisch, halb medizinisch. Die Stationschwester, der ich unterstellt war, war kein junges, eingebildetes Ding, sondern eine gereifte, vernünftige Person. Wir verstanden uns vorzüglich, denn die Schwester liebte, ohne sich etwas in Anspruch zu vergeben, ein echt kameradschaftliches Verhältnis einzutreten. Erst dachte ich später an jene Schwester zurück, die ihre ledmütigen Kolleginnen beschämte und als Mütter und Vorbild hätte dienen können. Allerdings muß erwähnt werden, daß gerade am „Vergamanscheil“ Schwester und Pfleger sehr aufeinander angewiesen waren, denn ohne einen geschulten, tüchtigen Pfleger

wäre die Schwester schwer in die Brüche gekommen. Der Stationsarzt, ein Verwandter des bekannten Zedenbeißers Stammes, war aus anderem Holze und hatte kein Verständnis für das Leben des Krankenpflegers, ganz abgesehen von den bescheidenen Wünschen und Forderungen, welche oft in Form einer Bitte gestellt wurden.

Sogar mein Zimmer, welches neben der Station lag, erlaubte sich dieser Arzt als Untersuchungszimmer für Kranke zu benutzen! Lester, wenn ich mein Zimmer betrat, bot sich mir ein Anblick dar, der wohl mit Recht meine Entrüstung hervorrief. Da lagen die Leichter des Kranken auf meinem Tisch, während der Patient selbst sich nackt auf meinem Bett tummelte. Ich ließ mir dies zweimal gefallen, weil ich glaubte, es handle sich um eine Ausnahme. Als sich dies aber öfter wiederholte, erhob ich lebhaften Einspruch dagegen, wofür der Stationsarzt nur ein spöttisches Lächeln hatte. Natürlich wandte ich mich nun an den Oberarzt Prof. Löbker, der dann auch sofort Abhilfe schaffte.

Während ich auf der einen Seite mein gutes Recht durchsetzte, hatte ich nun auf der anderen Seite den Stationsarzt dauernd gegen mich. Wenn auch Prof. Löbker ein gutes Herz und ein williges Ohr für das Pflegepersonal hatte, so hätte er sich doch schon bedankt, wenn ich andauernd mit Beschwerden an ihn herangetreten wäre. Schließlich hat auch ein Professor gewisse Rücksichten auf den Arzt zu nehmen. Gern hätte ich mich auf eine andere Station versetzen lassen, aber die Kollegen dankten alle für einen solchen Tausch. Um mir nicht das Leben auch noch dienstlich verbittern zu lassen, zog ich es vor, wieder meinen Moser zu packen. Es sei noch erwähnt, daß die Beförderung für die Pfleger im „Vergamanscheil“ sehr gut war und das Gehalt 10 bis 15 Mk. monatlich betrug. Einige Kollegen waren organisiert und bezogen die „Sanitätswarte“. Andere dagegen hingen wiederum den „Christlichen“ Krankenpflegern. Es war für mich sehr interessant, bei den gemeinsamen Mahlzeiten als stiller Zu-

sollen. Das kann ja ein gutes Geklapper auf den Korridoren werden. Davon werden die ruhebedürftigen Kranken auch nicht gerade erbaut sein. Nach einigen Anhaltsmitteln wurde die anregend verlaufene Versammlung geschlossen.

Much. Am 1. April fand eine gemeinsame Versammlung statt. Frau L. Siegel hielt einen mit Verfall aufgenommenen Vortrag über „Soziale Forderungen der Gegenwart“. Von der Diskussion machte man reichhaltigen Gebrauch. Fräulein Reichelt hob besonders hervor, daß die Kollegenschaft sich zumeist eine bessere Lage vortauscht, als dies in Wirklichkeit ist. Das wurde bekräftigt von Frau Wohlgemuth, welche speziell die traurigen Lohnverhältnisse und deren Folgeerscheinungen des verheirateten Pflegepersonals schilderte. Aus diesem Grunde verleihe sie nicht, warum sich gerade diese vom Versammlungsbesuch und von der Organisation fernhalten. Auch von anderen Rednern wurde das interesselose und rücksichtige Verhalten mancher Kollegen und Kolleginnen scharf verurteilt. Ueber die verabsolgte Kost herrlichen fortgesetzt Klagen. Solange aber die Kollegenschaft nur eine Faust in der Tasche macht und dabei bloß ein Teil für die Verbesserung kämpft, wird es natürlich nicht in wünschenswerter Weise besser werden. Dies sollten besonders auch die verheirateten Kollegen berücksichtigen.

Tanzig. Als vor zwei Jahren das Personal des städtischen Krankenhauses eine Verbesserung der Lohn- und Dienstbedingungen anstrebte, hat die Verwaltung des Krankenhauses mit unweiseliche Verbesserungen durchgeführt. Geringe Lohnaufbesserungen und eine sehr unzulängliche Urlaubsordnung sowie eine recht fragwürdige Schule zur Ausbildung von Krankenpflegern war das erreichte Resultat der Bewegung. Deshalb hat das Erreichte keinen Menschen befriedigt. Die Löhne waren immer noch recht unzulänglich und die Dienstzeit unerträglich lang. Der Urlaub konnte vom Direktor gewährt werden. Das interne Personal hat aber den geringsten Vorteil von dem Sommerurlaub gehabt. Soll doch der Urlaub erst nach vierjähriger Beschäftigung im städtischen Krankenhaus gewährt werden. Die Wartezeit ist also recht lang bemessen, so daß nur sehr wenige Krankenpfleger in den Genuß eines Sommerurlaubs gelangen konnten. Die Herren beschränkten dies damit, daß das Krankenhaus noch neu ist und deshalb nur wenige Personen vier Jahre dort tätig seien. Nach den Berichten der Presse hat Herr Oberbürgermeister Scholz, „sich doch in der Urlaubsfrage vor Uebertreibungen zu hüten. Sollen wir denn an jeden städtischen Arbeiter mit der Frage herantreten, ob er Urlaub haben will? Das wäre doch eine Uebertreibung des Urlaubsgedankens“. — Aus obiger Aeußerung des Stadtoberhauptes geht klar hervor, daß die Tanziger Stadtmaschine ohne einen Tropfen sozialen Eises weiter geschoben werden soll. Die Stadtlatte ist schon sowieso recht schwer vorwärts zu bringen, und wenn man sich weiter gegen jeden sozialen Fort-

schritt sträubt, bleibt die Latte ganz stecken. Das hat nun das Personal veranlaßt, erneut den städtischen Behörden die Forderungen einzureichen. In drei hintereinander abgehaltenen Versammlungen wurden die Forderungen aufgestellt und unsere Verhandlung beauftragt, sie dem Magistrat und der Stadtoberordneten-Versammlung einzureichen. Das ist nunmehr geschehen. Die eingereichten Forderungen lauten:

„Verkürzung der Dienstzeit und Gewährung eines angemessenen Sommerurlaubs.

Erhöhung der Löhne und Zahlung einer besonderen Vergütung für geleistete Ueberstundenarbeit.

Errichtung eines Arbeiterausschusses.“

Für das Pflegepersonal ist 12stündige Dienstzeit in fünfzigstündiger Pausen, für das Personal der Arrenstation und für die Raschmitten und Heizer in der Dreischichtwechsel mit je 10stündiger Dienstzeit, und für das Hauspersonal 10stündige Dienstzeit einschließlich Pausen gefordert worden. Für die übrigen Handwerker 8stündige Arbeitszeit. In drei Anlagen wurden je eine Dienstordnung, eine Lohnordnung und ein Entwurf einer Arbeiterausschussordnung, genau spezialisiert, eingereicht. Jetzt haben die Herren des Magistrats und der Stadtoberordneten-Versammlung die Möglichkeit, einmal ihre soziale Einsicht weithin leuchten zu lassen. Zentrum und Liberale teilen sich in die Macht und können somit praktisch zeigen, ob sie gewillt sind, wirklich positive Arbeit zu leisten. Das Personal des städtischen Krankenhauses wird aber gut tun, sich nicht zu sehr auf die Herren zu verlassen, sondern selbst noch mehr als bisher an dem Ausbau der Organisation mitzuarbeiten. Von selbst kommt nichts und am allerwenigsten in Tanzig. Die Herren sind im Versprechen groß, sie vergessen aber leicht, was sie versprochen haben. Deshalb wird das gesamte Personal des Krankenhauses gut tun, um absofort an der Besserung seines Dienstverhältnisses zu arbeiten.

Galting-Saar. Unsere Filiale veranstaltete im heutigen Winter einen Lehr- und Redefest, der im ganzen 10 Abende umfaßte. Die Kursleitung hatte Gausleiter Sebald übernommen. Am ganzen nahmen daran 15 Kollegen teil, die mit wenigen durch Dienst bzw. Krankheit begründeten Ausnahmen auch jedesmal zur Stelle waren. Zweck des Festes war, die Teilnehmer zu schulen in der Führung von Versammlungen, präzisere Abfassung von Protokollen und in der Uebung als Referenten und Diskussionsredner. Zu diesem Zwecke wurde für jeden Abend ein Vortragender und Schriftführer unter Anwendung verschiedener Wahlverfahren gewählt. An den beiden ersten Abenden wurde nach einleitendem Vortrag des Kollegen Sebald die im Statut enthaltene Geschäftsordnung durchbesprochen und erläutert. In den weiteren Abenden wurden je zwei kurze, von den Kursteilnehmern ausgearbeiteten Referate erörtert, die sodann zur Diskussion und Kritik gestellt wurden. Abgesehen von der damit ver-

schauer die Austragung der Gegenstände anzuhören. Zu ernstlichen Differenzen kam es nie. Die Zeit war zu kurz, daß ich mich hätte ernstlich mit Agitation befassen können, außerdem wäre es zwecklos gewesen, da die Verpflichtung schon zu groß war. Von Pochum aus hatte ich auf Wunsch einige Agitationsreisen nach Tiffeldorf und Arefeld unternommen zwecks Gründung von „Zweigvereinen“, die in der Tat gegründet wurden. Der „Leipziger Zentral-Verein“ zählte bereits 30 Zweigvereine und war unbestreitbar der größte Verband der Krankenpfleger, Heilgehilfen und Masseure Deutschlands. Aber die Herrlichkeit hatte seinen Höhepunkt erreicht. Bald kam der jähe Abbruch. Auf Trängen der Zweigvereine sah sich endlich der Zentralvorstand genötigt, die Generalversammlung einzuberufen. Die Zweigvereine (Lübeck an der Spitze) hatten das Recht, einen Delegierten nach Leipzig zu entsenden, nur die Ortsgruppen unter 15 Mitgliedern waren davon ausgeschlossen. Fast alle Zweigvereine ent sandten ihre Delegierten. Dort, wo die Mittel nicht reichten, wurde die Vertretung einem anderen Zweigverein übertragen, welcher dann bei event. Abstimmungen zwei Stimmen abgeben durfte. So übertrag Vonn zum Beispiel seine Vertretung dem Mölner Zweigverein. Diese Bestimmungen waren durch Statuten nicht festgelegt, aber die Zweigvereine beanspruchten diese Rechte mit Erfolg. Kollege Ksterbrink, welcher als Delegierter der Leipziger Generalversammlung bewohnte, machte bei seiner Rückkehr nach Möln in einer eigens dazu einberufenen Versammlung folgende Ausführungen:

„Der Vorsitzende des „Leipziger Zentral-Vereins“ hat das Vertrauen der Mitglieder in schamlicher Weise mißbraucht und mit ihm der ganze Zentralvorstand. Georg Kappbahn kam in dieser denkwürdigen Versammlung erst im letzten Minute zum Vorschein und hatte es auch nicht als Zentralvorsitzender für nötig gefunden, die Delegierten vorher zu begrüßen. Für ein Unterkommen der Delegierten war überhaupt keine Sorge getragen worden und die Kollegen mußten sich in der fremden Stadt selbst

nach einem Nachlager umsehen. Ein Empfang der Delegierten am Bahnhof fand ebenfalls nicht statt, trotzdem dies durch das Tragen der Vereinsabzeichen möglich gewesen wäre. Die Geschäftsbücher sind schon seit längerer Zeit überhaupt nicht mehr geführt worden, und die Vereinskasse war leer, trotzdem die Zweigvereine monatlich namhafte Beträge an den Zentralvorstand abliefern. Da von jedem Mitglied bei seinem Eintritt eine Mark für die Sterbekasse erhoben wurde, so mußte nach der Mitgliederzahl eine bestimmte Summe enthalten. Der Kappbahn gab als Grund für die leeren Kassen (einschließlich der Sterbekasse) an, daß das Geld für Agitation und Vereinsbedürfnisse sowie Meilen (wovon einige nachweisbar Vergnügungsdreisen waren) verausgabt worden sei. Dabei sind die Agitationskosten in den Provinzen von den Kollegen selbst getragen worden. Kappbahn ließ sich vom Majficier nach Bedarf Geld geben, ohne Begründung und ohne die Genehmigung des Vorstandes nachzusuchen. Ebenfalls ließ er sich an seinem Haus (als Mieter) größere Schilber anbringen, welche teils Vereins-, teils Privatweden dienten, und dies alles eigenmächtig auf Kosten des Vereins. Es ist also in der Generalversammlung die größte Mißwirtschaft, um nicht zu sagen: Petrus aufgedeckt worden. Kappbahn hat sein Amt als Vorsitzender niederlegen müssen. Die Delegierten treten noch in Erwägung darüber ein, ob Kappbahn bei der Staatsanwaltschaft zur Anzeige gebracht werden soll. Vorkläufig ist Kollege Peter aus Schwerin als Vorsitzender gewählt worden.“

Diese Enthüllungen wirkten wie eine Bombe und wurden später durch ein Massenflugblatt ergänzt. Viele Kollegen stellten schon jetzt (darunter gehörte auch ich) die Zahlung ihrer Mitgliederbeiträge ein, um dadurch stillschweigend ihren Austritt aus dem Verein zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

undenen Nebenübung, hat wohl mancher Kollege auch eine Verbesserung seines Wissens (insbesondere auch kritische und logische Denkungsweise) profitiert. Die erteilten Meisterte umfassen bestimmte abgegrenzte Gebiete aus dem Krankenpflegeberuf, der Versicherungsabteilung, dem Genossenschaftswesen, der verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen, des Verbandsprogramms usw. Ein solches Material, wie: Broschüren, Zeitungsausschnitte usw., wurden von der Kurjustizverwaltung beigesteuert. Der Erfolg dürfte die Aufwendete Mühe reichlich lohnen, denn es wurden teilweise ganz nette Arbeiten geleistet. Manchmal fehlte es an der Form des Vortrages, der möglichst freien und ungezwungenen Aussprache; einzelne Kollegen haben die zu bearbeitende Frage zu groß angefaßt und schließlich im Vortrag die Menge des Stoffes nicht mehr völlig übersehen. In all diesen Fällen wurden den Kollegen je nabeliegenden Winkes gegeben; auch selbstverständlich irrtümliche Anschauungen richtig gestellt und event. der Vortrag etwas ergänzt. Erfreulicherweise kann gesagt werden, daß in den ersten Kurjustizabteilungen die Handhabung der Geschäftsordnung einwandfrei war. Mögen die Teilnehmer sich nun möglichst selbst noch weiter bilden, so wird auch diese Arbeit zum Nutzen der Kollegenschaft ausfallen.

Kaufbeuren. Nach Meinung der Anstaltsdirektion führt niemand ein besseres Leben, als das Pflegepersonal. Immer wieder wird die Ständigkeit und gute Lebensstellung hervorgehoben. Daß dem nicht so ist, haben wir wiederholt an dieser Stelle nachgewiesen. Gegenwärtig spielt sich wieder eine ernste Affäre in unserer Anstalt ab. Am 1. Januar wurde ein Pfleger (gelernter Bürstenmacher) zur Anlernung der Patienten als Bürstenmacher neu eingestellt. Diese Arbeit wurde immer im Pavillon II verrichtet. Die Beschäftigung der Patienten in diesem Pavillon wurde allseitig immer als ein Vorzug betrachtet. In diesem Pavillon, der weder geräuselt und bis vor kurzem unerschlossen war, konnten sich die Patienten frei bewegen. Unter diesen Patienten waren auch zwei, die etwas gefährlicher als die anderen waren. Durch seine kurze Anwesenheit in der Anstalt kam der Pfleger die Gefährlichkeit dieser Leute nicht. Er ließ daher einen der beiden den halben Weg zum Pavillon allein zurücklegen, in dem guten Glauben, der Patient werde sich wirklich seinem Versprechen nach in den Pavillon begeben. Der Kranke entfloß aber. Obwohl hier eine ganze Reihe Entschuldigungsgründe für das Vergehen des Pflegers vorlagen, traf ihn doch die harte Strafe der Sündigungslosen Entlassung. Durch diesen Fall ist wiederum gezeigt, wie es mit der Lebensstellung der Pfleger in der Anstalt Kaufbeuren aussieht. Jeder, ganz gleich, wieviel Dienstjahre er sich hinter sich haben mag, wird wegen Vergehen kurzerhand entlassen. Um sich dagegen zu wehren, muß das Personal ganz entschlossen unserer Organisation beitreten.

Kropper Heilanstalten. Die schlechtesten Lohn- und Dienstverhältnisse für das Pflegepersonal sind in den Anstalten anzutreffen, in denen das Rückertum vorherrscht. Davon machen auch die Kropper Heilanstalten keine Ausnahme. Hier herrschen noch immer die alten Löhne in dem Wortes vollster Bedeutung. 17, 22, 25, 27 und 50 Mk. pro Monat hält man hier für eine ausreichende Entlohnung. Dementsprechend ist auch die Kost. Getränke werden nicht verabreicht und trotz des „königlichen“ Gehalts auch keine Parentalschädigung dafür gewährt. Die vertraglich zugesicherte Dienstleistung ist entweder ganz minderwertig oder man handelt überhaupt keine aus. Urlaub wird nur in dringenden Fällen gewährt. Dabei wird nicht nur keine Parentalschädigung für die entgangene Kost bezahlt, sondern es werden noch Abzüge vom Fahrlohn gemacht. Beim Engagement wurde bisher eine Reiseentschädigung versprochen. Da die Situation des Personals infolge der miserablen Verhältnisse sehr groß ist, nicht man die Kollegen dadurch zu halten, daß man ihnen die Reiseentschädigung erst nach dreimonatlicher Dienstzeit auszahlt. Dabei muß sich jeder verpflichten, mindestens noch weitere drei Monate hier auszuhalten. Beim Engagement des Personals ist man durchaus nicht wählerisch. Wer kommt, wird eingestellt, selbst Invaliden, die dann nur den halben Lohn, höchstens aber 15 Mk. pro Monat bekommen. Das Tollste wird aber bei der Ausbildung der Postfächer geleistet. Jede an Kollegen oder Kolleginnen adressierte Sendung geht erst durch die Finger des Geschäftsführers. Mit dieser Voreinstellung, so bleibt alles bis zu seiner Wiederkehr - die oft nach Tagen erst erfolgt - in der verabschiedeten Postfächer. Unsere wiederholten Versuche, die Kollegen dazu zu organisieren, scheiterten immer wieder an dem starken Personalwechsel. Sobald Kollegen für die Organisation gewonnen waren, verließen sie wieder die Anstalt und die Agitationsarbeit mußte unter dem Zutritt immer wieder von neuem begonnen werden. Es darf natürlich kein Nutzen geben, bis wir uns hier dauernd Auf gefaßt haben.

Mühlgarten. Das Personal hielt am 26. März eine Versammlung bei Wille ab. Kollege Schulz sprach über: „Was haben wir von dem neuen Etat zu erwarten?“ Medner schilderte in seinem Vortrag das ganze Finanzfeld der Stadt Berlin. Recht deutlich wußte er die ganze Arbeit des Etats auseinander zu legen

und erntete hierfür reichen Beifall. In der Diskussion wurde am meisten über die Reformkommission geredet, welche stets an verkehrter Stelle, nämlich immer am Essen, zu sparen sucht. Hierdurch wird Missetimmung und Unzufriedenheit unter dem Personal hervorgerufen. Weiter wurde wieder darüber besprochen, daß die Pfleger und Pflegerinnen bei Erkrankungen, statt in gesonderten Räumen, zum größten Teil immer noch zwischen den Kranken in den Schlafsälen, in welchen 9 bis 12 Patienten untergebracht sind, liegen müssen. Da die letzteren in den meisten Fällen scharf ausdünnen, ist der Aufenthalt als gewiß kein angenehmer zu bezeichnen. Hinzu kommt noch, daß die Kranken des Nachts in den Sälen auch ihre Kleider aufbewahren, und daß sie sich während der Mittagsstunde sogar mit den Kleidern, die bei Regenwetter nah sind, auf und in die Betten legen. Da viele Epileptiker unrein sind und sich oft beschmutzen, wird der gemeinsame Aufenthalt für das erkrankte Personal geradezu zur Qual. Wenn man ferner in Betracht zieht, daß der Pfleger bzw. die Pflegerin, trotzdem sie selber krank sind, den Patienten bei einem Anfall beibringen müssen im Falle einer Erstickung der Kranken würden sie schließlich zur Verantwortung gezogen werden!, so wird jedermann klar erkennen, daß das Liegen in diesen Räumen wohl die Krankheit verschlimmert und die Genesung stark in Frage stellt, fernermalen schon der Schlafdienst in diesen Räumen jeden gesunden Menschen in kürzester Zeit herunterbringt. Darum ist die Forderung des Pflegepersonals, in Krankheitsfällen ohne weiteres in gesonderten Räumen untergebracht zu werden, gewiß berechtigt. Der Arbeiter-Ausschuß wurde beauftragt, bei der Direktion dahingehend vorstellig zu werden.

Rundschau.

Behandlung der Lungentuberkulose durch Jod. Der französische Arzt M. L. Poudreau, der seit 10 Jahren die Behandlung der Lungentuberkulose mit Jod durchgeführt hat, gibt jetzt in der „Gazette des Hôpitaux“ eine Schilderung seiner Methode und seiner Erfahrungen. Poudreau ist der Überzeugung, daß er in dem Jod das spezifische und wirksamste Mittel zur Bekämpfung der furchtbaren Krankheit entdeckt hat. Er wendet das Jod innerlich an. Dabei gibt es, den Kranken zunächst durch kleine, sich allmählich steigende Dosen an das notwendige Höchstmaß zu gewöhnen. Das Jod wird in Form von Jodtinktur in Getränken, am besten in Rotwein, genommen. Man fängt mit 20 Tropfen täglich an und steigert allmählich bis zu einer Dosis von 120, ja 150 Tropfen. Ja, P. behandelt augenblicklich sogar Kranke, denen er täglich 300 Tropfen ein gibt. Für Kinder müssen die Dosen selbstverständlich entsprechend verkleinert werden. So sind im Alter von 6-7 Jahren täglich 10-60 Tropfen zu reichen. Wenn die Behandlung lange genug fortgesetzt wird, so soll sie nach Ansicht des Verfassers selbst in fortgeschrittenen Stadien von Lungentuberkulose noch bemerkenswerte Resultate erzielen. Eine Kontraindikation soll kaum vorhanden sein. Auch diejenigen Kranken, die die metallischen Jodverbindungen, die Jodüren, wegen ihrer langsamen Wirkung nicht vertragen, können ohne Gefahr Jodtinktur eingespritzt bekommen. Der französische Arzt kombiniert die Jodbehandlung mit der äußerlichen und innerlichen Anwendung von Ewaldpflaster und Gaiacol.

Wie groß sind die Bakterien? Daß die als Bakterien bezeichneten allgegenwärtigen Kleinlebewesen mikroskopisch klein sind, weiß ein jeder. Wie groß aber sind sie nun eigentlich? Hierüber macht Erich Döberlein im Rahmen eines größeren Aufsatzes über Bakterien, den das jüngste Heft der „Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ veröffentlicht hat, zahlenmäßige Mitteilungen. Der verbreitetste Erreger von Infektionskrankheiten, der Staphylokokkus, hat z. B. einen Durchmesser von 0,8 Mikron. Diese Einheit: Mikron (das griechische μ wird so ausgesprochen) ist gleich dem tausendsten Teile eines Millimeters. Von der außerordentlichen Winzigkeit des Eitererregers gibt die Angabe eine gute Anschauung, daß in einem einzigen Raummikrometer eine Milliarde dieser Organismen Platz haben. Andere Arten haben einen Durchmesser von 2 Mikron, und der Erreger des Milzbrandes, der allerdings zu den größeren Bazillen gehört, hat eine Länge von 3 bis 6 Mikron und einen Durchmesser von 1 bis 1,2 Mikron. Es gibt aber Lebewesen, die noch viel kleiner sind, als der oben angeführte Staphylokokkus. Diese Geißeltiere, die wahrscheinlich auch den Bakterien zugezählt werden müssen, sind zum Teil noch unbekannt, und man kennt sie nur aus ihren Wirkungen; es sind die noch unentdeckten Erreger von Pocken, Malaria und Malariafieber, gelbem Fieber und anderen Krankheiten. Die Krankheit hat man dadurch übertragen können, daß man von erkrankten Tieren oder Menschen stammendes Material durch engeporige (Porzellan- oder Sieb-) Filter filtrierte und auf gesunde Tiere übertrug. Der Erreger muß also diese Filter, die für fast alle bekannten Bakterien undurchdringlich sind, durchdringen können und er muß im Filtrat enthalten sein, obwohl dieses sich für sämtliche mikroskopischen und kulturellen Arten des Nachweises als keimfrei erweist.

Der „christliche“ Krakeeler, genannt „Der Krankenpfleger“, ipstafakt noch einmal über unsere trefflich gelungene öffentliche Versammlung. In dem wüsten Studdelmuddel, den Streiter seinen gläubigen Lesern verzapft, kommt nachträglich noch der Berger zum Vordruck, weil wir seinerzeit durch Abdruck eines Zirkulars die famose „Agitationsmethode“ Streiters an den Kranger stellten. Wie wär's mit einer „Rebände“, indem „Der Krankenpfleger“ unsere Notiz aus Nr. 7 „Dieser hängen!“ abdruckt! Sie umfaßt nur zirka 30 Zeilen und würde die „christlichen“ Mitglieder mehr aufklären, wie die Maspeläden, die „Männer“ wie Streiter so zitiert er sich nämlich selbst! zum besten geben. Nach dem ihm zugegangenen Bericht über unsere Versammlung waren „knapp 500 Menschen“ da, der famose „Berichterstatler“ ist gewiß ein ängstlicher gewesen. Und „weil's gleich ist“, bringt Streiter auch noch die Behauptung, wir hätten „in der trefflichen Rede v. Callers die wichtigsten Stellen geirriden“. Das mag der Mann zu behaupten, der notorisch die Reichstagsreden Nutricks unterschlägt und der den Beweis für seine Behauptung nicht antreten kann. Aber wir redeten mit einem Streiter nicht, was „wichtig“ oder unwichtig ist, er kann es nicht wissen, denn er ist ein Wichtigmacher, was einem Teil seiner Mitglieder übrigens nicht unbekannt sein kann. Damit uns aber der Dunno nicht verloren geht, schreibt der „Krankenpfleger“ von seiner Berliner Märzversammlung: „Die Versammlung war trotz des sozialdemokratischen Agitationsstimmels außerordentlich hart besucht, obwohl die Noten sicherlich deshalb ihre Versammlung auf unseren alten Versammlungstag gelegt hatten, um unsere Veranstaltung zu sprengen. Das ist ihnen nicht gelungen“. Als Don Luchotte wider die Windmühlensügel kämpfte, kann er nicht schlechter beraten gewesen sein, wie dieser Hans Karius. Die „Christlichen“ sind in Groß-Berlin eine „Sette“, die zu dauernder Chnmacht verdammt ist und deren „außerordentlich hart besuchte Versammlung“ kaum den zehnten Teil an Personen umfaßt haben dürfte, die der einäugige Zählknabe unserer großen Versammlung andichtet. Die „christliche“ Organisation blüht in Groß-Berlin im verborgenen; ihr kann um deswillen kein Abtrag geschehen, weil sie bedeutungslos nicht mehr werden kann. Wir wollen, unsere Kollegen in Württemberg und Rheinland-Westfalen ließen sich nicht so sehr von Anstaltsleitung und Denunziationsdrohung Streiters einschüchtern, dann wäre es bald mit der ganzen „christlichen“ Herrlichkeit vorbei. Daß dieser Zeitpunkt einmal eintreten wird, können weder die demagogischen Anstöße Streiters noch seine Stintkornen hindern.

Das durchschossene und geheilte Herz. Aus Herz getroffen zu sein, geht in buchstäblichem und übertragenem Sinne früher als eine unbedingte tödliche Verwundung, aber auch diese Regel hat die Kunst des Chirurgen umgestoßen. Die ärztliche Literatur hat auf ihren Ruhmesblättern schon eine beträchtliche Zahl von Fällen verzeichnet, in denen Herzwunden zu völliger Heilung gebracht wurden. Freilich sind Schußverletzungen begreiflicherweise noch weit gefährlicher als solche durch einen Stich, obgleich auch bei diesen selbstverständlich die Voraussetzung zu machen ist, daß sie mehr oberflächlicher Natur sind. Der Privatdozent Dr. Ritterer hat jetzt vor der Gesellschaft der Ärzte in Wien einen beachtenswerten Erfolg geschildert, den er an einem Selbstmordkandidaten gegen eine Schußverletzung des Herzens errungen hat. Es handelte sich um einen jungen Mann, der sich durch einen Revolvererschuß ums Leben zu bringen veruchte und sich auch ins Herz getroffen hatte, so daß er in einem ansehend hoffnungslosen Zustand der Infallstation eingeliefert wurde. Er befand sich in totenähnlicher Bewußtlosigkeit und der Puls war fast völlig verschwunden. Der Arzt griff infolgedessen sofort zur Manöver spritze, schritt aber nicht zur Operation, ehe er nicht die Art und den Grad der Verletzung möglichst genau feststellte hatte. Zu diesem Zweck wurde der Verletzte auch mit Röntgenstrahlen durchleuchtet und es ergab sich, daß die Revolverkugel im Herzen selbst steckte, in dessen Innern aber beweglich war und bei der Zusammenziehung und Ausdehnung des Organs hin und her geworfen wurde. Nach Beratung mit Professor Dohrenow wurde die Operation in der Weise ausgeführt, daß die Herzwunde von außen zugenäht wurde, ohne das Geschloß zu entfernen, was ohne die äußerste Lebensgefahr nicht möglich gewesen wäre. Nach 11 Tagen konnte von einem sicheren Gelingen der Operation gesprochen werden, und nach weiteren 4 Wochen war die Revolverkugel derart nahe der Herzspitze eingewickelt, daß sie nur noch verhältnismäßig geringe Widerstände verursachte. Der gerettete Selbstmörder wird also wahrscheinlich, wenn er nicht etwa seine Absicht mit mehr Erfolg wiederholt, mit der Kugel im Herzen ganz munter weiterleben können.

Ein chirurgisches Meisterstück. In einem durch einen Verkehrsunfall in furchtbarer Weise verletzten Bergmann wurde in einem Londoner Krankenhaus kurzlich mit bestem Erfolge eine Operation vollzogen. Dem Manne war bei einer Kelsprengung ein nahezu drei Zentimeter im Quadrat messendes Sprengstück in den Schädel eingedrungen und hatte das Gehirn zertrümmert. Das Steinstück wurde mit so gutem Gelingen entfernt, daß der Patient, im wahren Sinne des Wortes mit einem blauen Auge aus der bösen Affäre hervorging. „Ganz unerfindlich ist es mir“, erklärte der operierende Arzt, „wie der Mann nach dem vor mehreren Monaten erlittenen Unfall überhaupt bis hierher am Leben bleiben konnte.“ Das große Kelsstück war durch den linken Augapfel eingedrungen, hatte den Schädelknochen durchbohrt und die „Lura mater“, d. h. die das Gehirn einschließende Haut zertrümmert, was naturgemäß eine schwere Verletzung des Gehirns zur Folge hatte. Um das Stück herauszubekommen, mußten wir den Augapfel drehen und herausziehen. Aber auch dann noch machte es gewaltige Schwierigkeiten, das große Steinstück aus der Augenhöhle herauszubekommen. Das Erlauchtlicht dieses Falles besteht nicht allein darin, daß der Patient die Verletzung überlebte, sondern vor allem in der unerklärlichen Tatsache, daß er trotz der furchtbaren Verletzung des Gehirns weder über Kopfschmerzen zu klagen hatte, noch irgendwelche Nervenstörungen erkennen ließ.

Eingänge.

Die Kunst, aus dem Gesicht Krankheiten zu erkennen und zu heilen. Aus dem Latein von Dr. med. G. Hoffmann. Zweite Auflage von Dr. med. Wilh. Mühlh. 1,80 Mk.; eleg. geb. 2,40 Mk. Verlag von Krüger & Co. in Leipzig. Schon seit den ältesten Zeiten haben einflussvolle Ärzte, von Hippokrates an, das Gesicht als den Spiegel des Körpers und der Seele angesehen; sie haben auch sorgfältig den Zusammenhang zwischen beiden in gesunden und kranken Tagen zu erkennen gesucht. Auf dieser Grundlagen bauen sich unsere heutigen Kenntnisse von der Gesichtsausdruckslehre auf, nur mit dem Unterschiede, daß wir sie wohl als vorzügliches Mittel bei der Diagnose verwenden, der Hauptwert aber auf die anderen diagnostischen Hilfsmittel legen.

Filiale Berlin. Angestellte der Privat-Badeanstalten.

In der Mitgliederversammlung vom 25. März referierte Kollegin Friedrich über „Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenfürsorge“. Der Vortrag wurde mit Beifall aufgenommen. Von der Kollegenschaft wurde allgemein geklagt, daß der Stellennachweis noch immer nicht so funktioniert, als es notwendig sei. Es sind bei der Vermittlung auch insofern Unregelmäßigkeiten zu verzeichnen, als von der Vermittlungsstelle den arbeitslosen Kolleginnen nicht immer der Arbeit nach, wie sie in die Liste eingetragen waren, Arbeit nachgewiesen wurde. Diese Angelegenheiten, wird in einer demnächst stattfindenden Kuratorienversammlung nachgeprüft werden. Daß die Arbeitgeber immer wieder versuchen, den Arbeitsnachweis zu umgehen, beweisen die vielen Anzeigen in den Tageszeitungen. So wurde auch in dieser Versammlung ein Ausschnitt von der „Berliner Morgenpost“ vorgelegt, wonach vor einem Anstaltsbesitzer „ein jüngerer Bademeister“ gesucht wird. Da der Anstaltsbesitzer, wohl mit Recht, befürchtet, daß ihm auf Grund des Interests Schwierigkeiten entziehen können, sollen die Bewerbungen unter einer Falschadresse an die Annoncenausschaltelle der „Morgenpost“, am Alexanderplatz, eingekandt werden. Diese Angelegenheiten wird ebenfalls Gegenstand einer Beratung der Schlichtungskommission werden. Sollten die Anstaltsbesitzer sich aber absolut den Beschlüssen der Schlichtungskommission bezuglich der tariflichen Vereinbarungen nicht fügen wollen, dann wird es notwendig werden, schärfere Maßnahmen gegen die Tarifbrüchiger anzuwenden. In Nummer 5 der „Sanitätswarte“ ist zu lesen, daß die Kollegin Schmidt als Ersatzmitglied der Schlichtungskommission gewählt wurde. Dies trifft nicht zu, die Kollegin Schmidt wurde nicht wieder, sondern an ihrer Stelle die Kollegin Ferta Müller neugewählt. Die nächste Versammlung findet am Mittwoch, den 29. April, abends 9^{Uhr}, in „Schulschlichtung“, Am Königsgraben 2, statt. Kollegin Zabel spricht über: „Der 1. Mai als Weltfeiertag der Arbeit“.

Die Nr. 6 der „Sanitätswarte“ ist vollständig vergriffen. Wir bitten, übrige Exemplare an uns einzusenden.

Der Vorstandsvorstand.